

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 40 (1942-1944)

Artikel: Das ländliche Leben der Unterengadiner Gemeinde Tschlin (Schleins) im Spiegel seiner Sprache
Autor: [s.n.]
Kapitel: III: Von der Wolle zum fertigen Webstoff
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-113840>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

III. Von der Wolle zum fertigen Webstoff¹

1. Die Wolle.

a) Die Schafzucht.²

Die Schafzucht ist in Schleins stark verbreitet, wenn man auch in unserer Gemeinde vor 80 Jahren über 100 Stück Schafe mehr hielt als heute. Die meisten Familien halten 5–8, einzelne sogar 18–20 Schafe. Ist der frühere Brauch, jedes Jahr eine kleine Tirolerkuh zur Hausschlachtung zu kaufen, aufgegeben worden, so schlachtet jetzt jeder Bauer pro Jahr mehrere Schafe und ist auf diese Weise mit Frischfleisch gut versorgt.

Bis zum Weltkrieg kannte man in unserer Gemeinde zwei Schaf-rassen:

α) die sogenannte „Bergamasker“-Schafrasse. Die Bergamasker Schafe waren besonders in den oberen Gemeinden unseres Bezirkes, von Ardez aufwärts, vertreten. Sie ergaben weisse Wolle von etwas gröberer Art;

β) die Tiroler Schafe, weiss und schwarz gefleckt. Sie heissen *tažins* und müssen von grösserem Körperwuchs als die Bergamasker gewesen sein³;

γ) nach dem Weltkrieg wurden aus Luzein (Bezirk Landquart) Rassenwidder und Schafe englischer Provenienz, sog. Suffolk, eingeführt.

Wir flechten hier kurz einige Termini der Schafzucht ein: das Mutterschaf, *la núorsa*; der Widder, *il bóć, il bümác*; das Lamm, männl. *l'añé*; das Lamm, weibl. *l'añéla*; das Lamm, wenn es 3–4 Monate alt ist, männlich oder weiblich, *al búts*; junges Schaf, das noch kein Junges geworfen hat, *čáiš*; brünstig werden (vom Schaf), *ir kún aráynts*⁴. Für Hammel existiert keine Bezeichnung. Auf eine diesbezügliche Frage erhielten wir zur Antwort: *no lašáñ máy částrár ün bóć, částrár, částra*, „wir lassen nie einen Schafbock verschneiden“; Schaf (kollektiv), *la běša*; Lagerstätte für die Schafe auf offener Weide, ohne irgendwelche Konstruktion, *la manúda*; Schafmist, *las platínas*; Steinplatten auf der Weide, wo man den Schafen auf offener Weide Salz verabreicht, *las platínas*.

¹ Vgl. zum Sachlichen: A. BODMER, Spinnen und Weben im französischen und deutschen Wallis. *Romanica Helvetica* 16, 1940.

² Vgl. AIS VI, 1075.

³ In übertragener Bedeutung heisst *tažináć, tažinún* ein Mann bzw. eine Frau von grossem Körperwuchs.

⁴ Zur Form vgl. PULT, DRG, 1, 351 'arai'.

b) Schafkrankheiten.

An Schafkrankheiten sind zu nennen:

α) *klavarúns*. Es sind dies eine Art Schmarotzer, genannt Schafbremsen (lat. *æstrus ovis*), die sich auf der Brustseite der Schafe in die Haut, *la patrína*, einbohren. Das Schaf muss schliesslich an dieser Krankheit zugrunde gehen. In Schleins tritt die Schafbremse selten auf, im nahen Remüs kommt sie häufig vor. *klavarún* wird sonst (in der Schule) im Sinne von Engerling, *il kós^s*, gebraucht. Im übertragenen Sinn bedeutet *klavarún* Geizhals.

β) *aváyr al vérm*, die sog. „Drehkrankheit“ haben. Diese Krankheit tritt sowohl bei den Schafen als auch beim Rindvieh auf. Der Name rührt davon her, dass das Tier, welches von dieser Krankheit befallen ist, sich dreht, offenbar weil das Gehirn vom Wurm angegriffen wurde. Der Gehirnblasenwurm, *al vérm*, entsteht aus der Larve des Hundebandwurmes.

c) Die Schafscheide.

Die Schafscheide, *la tsevrántsa dál^lα bēša*, findet statt an dem Tage, an welchem die Schafe von der Alp heimkommen. Der Schafhirt, *il bēšēr*, treibt die etwa 500 Stück umfassende Schafherde an einem Ort (es ist *móta kwát*, südwestlich vom Dorfausgang, hinter der Kirche gelegen) zusammen. Mit einem Zaun sperrt man den Weg nach der Dorfseite ab und lässt nur einen kleinen Ausgang offen, *úna lōka*. Hier wachen mit der Liste der Besitzer und der Ohrzeichen in der Hand der Alpvogt, *al šéf da paškulatsyún*, und ein Vertreter von Strada-Martina darüber, dass jeder Bauer nur die mit seinem Ohrzeichen markierten Schafe nach Hause führe.

Die Schafscheide bildet fürs ganze Dorf ein freudiges Ereignis. Jung und alt strömt nach *móta kwát* hinaus, um die blökenden Schafe, *la bēša šbēkla, šbēklár*, samt den auf der Alp geborenen Lämmern unter dem Freudengeschrei der Kinder in Empfang zu nehmen. Dass die Phantasie der Kinder für das Lamm, *l'añé*, lautmalerische Benennungen schuf, ist verständlich. Aus einer Anfrage in den ersten zwei Primarklassen geht hervor, dass in der Kindersprache für Lamm *gútal* und *gutalñ*, für das Mutterschaf *la gúta* (*la kúta*) gebraucht werden.

Auch der Schafhirt hat seine helle Freude an den Lämmern; jene nämlich, die vor der Schafscheide geboren werden, zahlen die volle Hirttaxe (Fr. 1.50), solche hingegen, die nach der Alpentladung (ca. 15.–20. Sept.) bis Mitte Oktober auf die Welt kommen, also zur Zeit, wo die Schafe unter Hut auf die Heimweide getrieben werden, zah-

len bloss 50–80 Rp. Muss der Schafhirt solche Geschöpfe abends den Besitzern heimtragen, so hat er ein Anrecht auf eine Mundportion.

Um die Schafe von der Schafschur weg nach Hause zu führen, hat man an vielen Orten blosse Stricke. In Schleins verwendet man dazu besondere Halshölzer, *čónla* (cf. Abb. 26a). Das Halsstück, *la čónla*, besteht aus Alkirschholz, *alás^ser*; ein Querholz, *la kláf*, hält unten die beiden Enden des Halsstückes zusammen. Im Winter finden diese Halshölzer anstatt eiserner Halsketten Verwendung für die Kälber.

d) Die Schafschur.

Man schert die Schafe zweimal im Jahre, *tóndar la béšá, tónda¹*: im Monat März und im Herbst, sofort nach der Schafscheide, damit ja die Wolle nicht von Heuresten im Stalle verunreinigt werde. Im März werden die Schafe verhältnismässig früh geschoren; die Wolle kann etwas nachwachsen, bis die Tiere auf die Weide getrieben werden, und sie haben nicht allzustark unter der Kälte zu leiden.

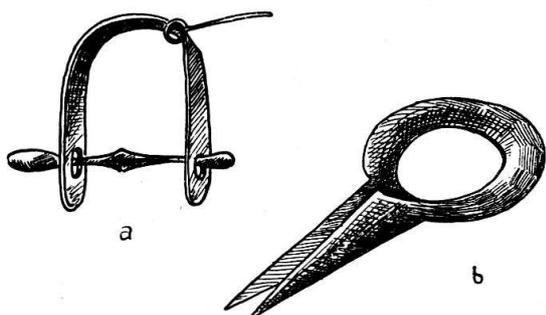


Abb. 26 a–b.

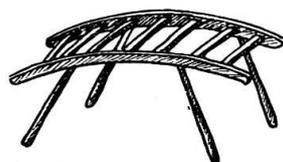


Abb. 27.

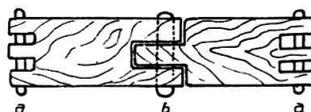


Abb. 28.

Während man in einzelnen Gemeinden des Oberengadins² heute noch das hier skizzierte Gestell, *la bačaríá* (cf. Abb. 27), für die Schafschur benutzt, bedient man sich in Schleins der Fussfesseln, *las péyas* (cf. Abb. 28); a) *klavítas*, Holznägel zum Einklemmen der Füße, b) *lizúra*, Scharnier. In diesem Fall hält eine Frau das Tier mit beiden Händen fest, während die andere mit einer Stahlschere, *fórž da tóndar la béšá*, (cf. Abb. 26b) die Schur vornimmt. Geschoren wird im Hausflur oder in der Wohnstube. Zwei Holzböcke und eine alte Stalltüre ergeben ein primitives Gestell, worauf das gefesselte Tier kommt.

¹ Das von R. v. PLANTA in seinen Schleinsener Notizen erwähnte *fár la túza*, 'die Schur vornehmen', konnte nicht mehr im lebendigen Sprachgebrauch belegt werden.

² Cf. CH. PULT: *Las bacharias*. *Annalas* 35, 32. In Schleins, wie im Ober- und Unterengadin, dient das hier skizzierte Gestell für die Schafschlachtung.

Damit die Wolle lang gerate, muss möglichst tief geschoren werden. Ist etwa die junge Frau mit der Schur noch nicht völlig vertraut, muss sie die Schere am gleichen Ort zweimal ansetzen, so ergibt sich kürzere, weniger wertvolle Wolle; man heisst sie *tondél'as*. Besondere Aufmerksamkeit ist dann geboten, wenn das Schaf den Sommer über unter der Schaflausplage, *las céč'as*, zu leiden hatte. Die Schafläuse kommen erst bei der Schur im Herbst zum Vorschein. Die kluge Hausfrau ist bedacht, die Läuse mit der Schere einzeln zu entfernen.

e) Die Verarbeitung der Wolle¹.

lána laváda, saubere Wolle; *lána nō laváda*, schmutzige Wolle; *lána tsúpš'ča*, bes. die kurze Wolle an der Bauchgegend und an den Beinen; *las tondél'as*, die kurzgeschorene Wolle, wird nicht getrennt aufbewahrt.

Wenn fertig geschoren ist, kommt die Wolle einen Tag lang in lauwarmes Wasser, *áva téva*, zum Auslaugen, *par mé't'ar a mól*. Dazu verwendet man einen Holzeimer, *ün kuvát*. In einem Behälter aus Weidengeflecht, *üna t'erna da lána*, trägt man sie zum Brunnen, wo sie von Hand tüchtig gewaschen, ausgespült, *žgulatár ōra*, und schliesslich ausgepresst wird, *št'ōrž'ar ōra*. Zum Trocknen bringt man die Wolle sodann auf eine nahe Wiese und breitet sie auf Heutüchern, *als batlinars*, aus, *mé't'ar a süár*. Vier bis fünf Tage bleibt die Wolle an der warmen Sonne liegen. Am Abend muss sie jeweils wieder unter Dach gebracht werden, um nicht während der oft kalten Nächte dem Froste ausgesetzt zu werden.

Die nächste Arbeit ist das Auskämmen der Wolle, *čarpinár*, *čarpína*. Zuerst wird die Wolle von Hand ausgekämmt; die Arbeit ist ziemlich langwierig, man rechnet für 1 kg zwei Tage. Dann erst geschieht das Auskämmen mit der Handkrepel, *škratačár*, *škratačá*. Die Handkrepel (Abb. 29) heisst *škratač*, (var.) *ščartáč*. Zwei gleichgebaute Handkrepeln werden gegeneinander gehalten;



Abb. 29.

untere hält man fest in der Hand und mit der oberen fährt man darüber. Bildeten die Wollfasern vor dem Krepeln ein wildes Durcheinander, so legen sie sich durch das Krepeln alle in die gleiche

Richtung. Die Wolle sieht jetzt fast so fein aus wie Seide. Hat man als Ausgangsprodukte weisse und schwarze Wolle, so mischt man sie

¹ Cf. BODMER, a. a. O., p. 1–6.

wohl beim Krempeln zu gleichen Teilen untereinander, um graue Wolle zu erhalten. Die Menge Wolle, die auf einmal auf diese Weise verarbeitet wird, heisst *škratačáda*. Es soll das gleiche Quantum Wolle sein, das beim Spinnen auf die Gabel des Spinnrockens, *la fúgrča*, kommt.

Das Spinnen der Wolle, *filár, fíla*, geschieht in gleicher Weise wie beim Hanf. Wir verweisen auf die detaillierte Schilderung beim Hanf (cf. 3, d: Das Hanfspinnen). Es ist dabei noch nachzutragen, dass man von der Spinnradspule weg direkt Wollknäuel, *čanélas*, herstellt, wenn man die natürliche Wollfarbe erhalten will und die Wolle zum Stricken verarbeitet. Will man hingegen die Wolle färben oder weiter verarbeiten (z. B. zetteln), so stellt man Wollstränge, *áčas*, her, mit Hilfe der Garnhaspel, *l'ášp* (Abb. 35), die in unserem Falle mit einer Handkurbel gedreht wird. Die Wollstränge gelangen zunächst in eine Art Lauge aus Seife und Wasser, *mét'ar* α *mól*. Will man die Stränge färben, müssen sie aufgekocht werden, *kóž'ar*. Während des Kochens werden ihnen die gewünschten chemischen Farben beigemischt. Hat die Wolle genügend lange Zeit im Wasser gelegen, wird sie dem Kochkessel entnommen und am Brunnen mit frischem Wasser gespült, um nachher an der Sonne zu trocknen. Zum Abhaspeln der Stränge stülpt man sie auf die Garnwinde, *il gwíndal*, die vereinzelt auch die einfachere Form eines waagrecht gestellten Holzkreuzes mit je einem senkrechten 'Holzfinger' am äussersten Ende der vier Holzleisten haben kann. Man nennt eine solche Garnwinde *la krúš*. Das Spulrad, *la rōda da fār sü špōls*, wickelt den Faden von der Garnwinde, *krúš* oder *gwíndal*, auf die Zettelspulen, die etwas länger sind als die Spinnradspulen. Man weiss in Schleins nichts von einem Zähler an der Garnwinde zum Zählen der Umläufe. Als wir davon erzählten, meinten unsere Auskunftgeberinnen, ein solcher Zähler sei nicht vonnöten, wenn man beim Weben nur den Selbstbedarf decken wolle. Im übrigen werde durch die Übung die gleichmässige Länge der Garnstränge ohne Zähler erreicht. Der grosse Zettelspulrahmen, *la nára grōnda* (Abb. 37), nimmt dann zwanzig solcher Zettelspulen auf.

2. Der Flachs.

a) Raufen des Flachses¹.

Ungefähr Mitte Mai, zur Zeit der Kartoffelaussaat, wird auch der Flachs gesät, *mét'ar tin*. In Schleins wird der Flachs ca. 60 cm

¹ Cf. AIS VIII, 1493 ss. und die für das französische Sprachgebiet

hoch. Das Flachsraufen, *ryár il tîn*, fällt in den Monat August. In der Hand der Bäuerin sammeln sich die Flachsstengel zu kleineren Flachsbündeln, *moníñas*, von 5–6 cm Durchmesser. Man kann sie von blosser Hand leicht umfassen. Mehrere solcher Flachsbündel ergeben ein grösseres Garbenbündel, *la brāṅkla*, *branklét^{tas}*. Sodann werden die Garbenbündel mit Bändern, *lyóms*, aus Flachsstengeln und aus Weidengeflecht gebunden, um nach Hause transportiert zu werden. Die Schleinserin riffelt, *anár, áyna¹*, auf einer Holzbank, der sog. Riffelbank (cf. Abb. 30). Hier ist die einfache Riffelbank skizziert, man hat aber in Schleins auch die doppelte Riffelbank gekannt, wobei der Riffelkamm, *al rašté*, in der Mitte liegt und an beiden Enden arbeitende Frauen sitzen. Wir notierten folgende Be-

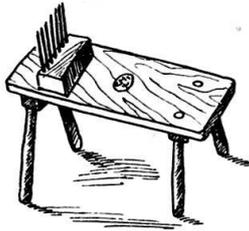


Abb. 30.

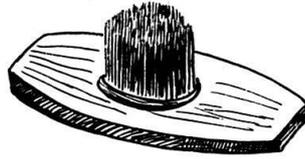


Abb. 31.

zeichnungen für dieses Gerät: *rašté da fár ġū čónva* (weil auch für den Hanf verwendet); *rašté da trér yá la matsókla*; *l'áyna da tîn*; *rašté da tîn*. Streicht man die Garben durch

den Riffelkamm, so fällt vorne der Samen, *la matsókla*, ab. Auf dem Hechelklotz ist der einreihige Reffkamm befestigt, mit zwölf schmiedeisernen, kantigen Zähnen.

il štáyl ist jener Teil des Flachsstengels, der der Arbeiterin beim Hecheln, *žgrōmblár, žgrōmbla*, in der Hand zurückbleibt. Abb. 31 zeigt die feinere Flachsheckel, *l'áyna da tîn*.

b) Gewinnung des Leinsamens (Entsamen der Kapseln).

la matsókla. Was beim Riffeln unter der Riffelbank abfällt, sind Samenkapseln, Flachssamen, Spreu und Flachsblättchen. Um die Flachssamen von all diesen Unreinigkeiten zu reinigen, verfährt man ähnlich wie beim Kornputzen. Kornwindmühle, *il mutín*, und Handwanne, *il vónn*, (*vón^{na}*, *vón^{ár}*, werfeln) blasen Spreu und Flachsblättchen prompt weg. Vereinzelt wurde der Abfall der Riffelbank, *la matsókla* (Flachskapseln und Spreu) auch mit dem Dreschflügel, *il škas^súoyr*, oder dem Dreschsparren, *il pál*, gedroschen. Als Endprodukt erhält man bei beiden Vorgängen 1. den gröbereren Abfall, *páta da tîn* (aufgesprungene Kapseln usw.), der

wegweisende Arbeit von W. GERIG, Die Terminologie der Hanf- und Flachskultur. Wörter und Sachen, Beih. 1, 1913.

¹ Cf. SCHORTA, DRG, 1, 146 f. 'aina, ainar'.

zur Schweinefütterung Verwendung findet; 2. den reinen Leinsamen, *sém tìn*: Da man in Schleins keine Leinpresse kennt, wird der Leinsamen nicht weiter verarbeitet und als sehr schmackhaftes Futtermittel den Kälbern verabreicht. Er soll sogar nahrhafter sein als Milch. Ein Teil des Leinsamens dient zum Säen für das nächste Jahr.

c) Die Rasenröste des Flachses.

Nach dem Riffeln machen die Flachsgarben die Rasenröste durch, *ros^sár*. Dabei werden die Garben in langen, geraden Reihen ausgebreitet, der Sonne, dem Wind, dem Regen und dem Tau ausgesetzt. Dieser beständige Wechsel von Wärme und Kälte, von Feuchtigkeit und Trockenheit bringt die Holzteile der Flachsstengel zum Verfaulen. Die anderwärts übliche Wasserröste, die sog. „Doppelröste“, ist in Schleins für Flachs nicht bekannt.

d) Das Dörren des Flachses.

Während im Bündner Oberland und im Oberhalbstein die Flachsgarben die Haus- und Scheunendarre durchmachen, besteht in Schleins ein anderes, wahrscheinlich aus dem Tirol stammendes Verfahren, die Flachsstengel nach der Rasenröste zu dörren.

Beim Dörren, *sečantár il tìn*, wurde eine offene Feuerstelle benutzt. Der Ofen, *il fúorn*, wie man ihn nannte, hatte seinen Standort auf einer Wiese, *vyólax*, unterhalb des Dorfes in südöstlicher Richtung gelegen. Im Boden waren einige Vertiefungen ausgespart, und darüber legte man 2–6 dickere, grüne Holzstengel, welche die Flachsgarben trugen. Benutzt wurde die Feuerstelle der Reihe nach, *daxó ródax*, ohne dass dafür eine Gebühr hätte bezahlt werden müssen. Früh morgens, so zwischen 2–3 Uhr, trugen Männer und Frauen die schweren Garben zum Ofen, damit das Dörren vor Beginn der eigentlichen Feldarbeit erledigt werden konnte. Sobald die Stengel, die über dem Feuer lagen, genügend dürr geworden waren, wurden sie entfernt. Den Dörrofen nannte man auch *il fúorn pil tìn*, das kleine, unter den grünen Holzstengeln angefachte Feuer *il braščér*. – Scherzweise pflegte man den Ausdruck *'kwél α fát únax marúza'*, 'der hat sich ein Schätzchen erobert', anzuwenden, wenn einem beim Dörren des Flachses die Flachsstengel Feuer fingen.

3. Der Hanf.

a) Anbau und Gewinnung des Hanfes.

Im Frühling, ungefähr Mitte Mai wird der Hanf gesät, *az sémna la čónva*. Meist säen die Frauen. Mit dem Rechen werden die Erd-

klümpchen zerschlagen, *kul rašté váyn kloká yú*, damit die Ackererde fein zerrieben und ausgeglichen werde, *i fát štěň líš*. Sind die Hanfstengel, *al čónf*, 20–30 cm hoch, muss der Hanfacker, *il čanvéř*, sorgfältig gejätet werden, *az ště tserklár*. Man sät zwar immer dort, wo wenig Unkraut, *il tsí²rčal*, zu erwarten ist. Zuerst rauft man, *ryár*, den männlichen Hanf, *la čanvéla*, schwdt. 'Fimmel', etwa drei Wochen vor dem Mäschel, dem weiblichen Hanf, *la čónva*. Ungefähr Mitte September ist auch der weibliche Hanf reif und kann gezogen werden. Hanfstengel samt Wurzelteil, *la čavátsa*, werden gezogen. Die Bäuerin nimmt soviele Hanfstengel in die Hand, als sie gerade auf einmal zu fassen vermag. Dann bindet sie den Büschel gerade unterhalb des Büschelkopfes, *sot az čěs^s vía váyn lyá*, mittelst einiger dünnerer Hanfstengel, *kún ún pěr čónfs pü štíts*. Mehrere solcher Flachsgarben, *moníñas*, werden zu einem Garbenbündel, *brankléta*, verbunden. Erst führt man die Garbenbündel heim, *i váyn maná a čáza las branklétas*. Zu zweien wurde meistens die nun folgende Arbeit vollzogen. Mittelst einer Schnur wurden die Hanfgarben an der Riffelbank festgemacht. Dann wurde geriffelt, *lúra váyn' aná kul'áyna*. Unter der Bank sammelte sich der Abfall, *kwá yěva yu la matsókla*, Samen, Hanfkapseln usw. Diesen breitete man auf sauberen Heutüchern aus, *kéla nívva razáda óra sún póns da fáyn néts*. An der warmen Herbstsonne liess man den Samen dörren. Früher öffnete man die Kapseln, indem man sie zwischen beide Handflächen nahm und fest zerrieb, *az pitíva tántar az máns i az šmatsüčáva yú*. Die aufgesprungenen Kapseln und der Abfall, *la páta*, blieben der Arbeiterin in der Hand, während der Samen, *il sém čónf kruděva yú sül batlínar*, auf das ausgebreitete Heutuch fiel. Es kam auch vor, dass man den ganzen Abfall beim Riffeln mit dem Dreschsparren, *škas^súgyr*, oder dem Dreschflegel, *il pál*, drosch, um nachher mit der Handwanne, *il vónⁿ*, zu worfeln, *vonnár*.

Nach dem Riffeln wird die Hanfgarbe zur Hanfgrube, *la rós^sa*, getragen zum Verfaulen der Holzteile, *par rós^sár*. In den „Rösen“, *las rós^sas*, beschwert man die Garben mit Steinen, *az pón^sa yu kú^la kráp^pa*, und lässt sie 10–15 Tage in der Wasserröste. (Genauer wäre wohl drei Wochen Wasserröste für den Fimmel und vier Wochen für den Mäschel.) In langen Reihen werden sodann die Garben zum Trocknen auf einer Wiese ausgebreitet, *i rázan óra par lašár súár dal suláy*, zur Vorbereitung des Hanfbrechens. Je nach den Witterungsverhältnissen bleibt der Hanf längere oder kürzere Zeit an der Sonne liegen.

b) Das Brechen des Hanfes.

Der Brechstuhl (Abb. 32) besteht aus zwei Teilen, der sogenannten „Vorbreche“, *al šfráč*, und der eigentlichen Breche, *la žgrómbła*. Bei der Vorbreche wird nur ein Brett von oben zwischen die offene Fuge geführt. Die eigentliche Breche ist gleich gebaut wie in Mittelbünden und im Bündneroberland. Drei hölzerne Bretter in Kantenstellung sind parallel festgefügt. Von oben her werden zwei Bretter, ebenso geformt, zwischen die offenen Fugen der unteren schlagweise geführt. Das Vorbrechen nennt man *šfračár*, *šfráčá*, das eigentliche Brechen *žgrómbláár*, *žgrómbła*. Den Abfall beim Brechen heisst man *la štópá trída*. Es wird jeweils eine halbe Hanflänge gebrochen, *váyn žgrómblá ad ūna metá i metá*. Man flicht nun kleinere Zöpfe zusammen, *váyn fát ūna taršóla*, und vereinigt mehrere Zöpfe zu einem kranzförmigen Wulst, *il marsól*. Mit einer gröberen und einer feineren Hechel, *süll'áyna fína*, wird schliesslich Zopf um Zopf gehechelt, *váyn aná*. Die Feinfaser (die Reiste), *la čónva fína*, *il štáyl*, bleibt der Bäuerin in der Hand zurück; was abfällt nennt man das feinere Abwerg, *la štópá běla*, im Gegensatz zum gröberen Abwerg, *la štópá trída*, das als Produkt des Brechens anzusehen ist. Die fertige, jetzt spinnfähige Reiste gibt der Bäuerin Leib- und Bettwäsche sowie Handtücher. Das feinere Abwerg wird für Heutücher weitergesponnen und gewoben.

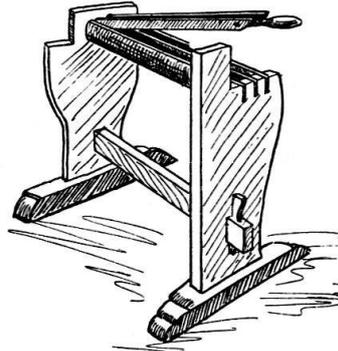


Abb. 32.

c) Nachbemerkung
zum Hanfbau und zur Hanfbearbeitung.

Es kann nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden, ob sekundäre Klimaverschlechterung durch Herabsetzung der oberen Waldgrenze oder aber wirtschaftliche Faktoren wie die Intensivierung der Viehzucht (weniger Anbaufläche, daher mehr Wiesland = grösserer Viehhabe für den einzelnen Bauern) die einst in unserer Gemeinde blühende Hanfkultur vor 30 Jahren vollständig zum Verschwinden gebracht haben. Vielleicht sind beide Faktoren am Aussterben des Hanfes in gleicher Weise schuld. Flachs hingegen scheint man schon früher nur wenig gebaut zu haben. Da es sich aus diesem Grunde hier nur darum handeln konnte, den Arbeitsvorgang durch Herbeischaffen der nötigen Werkzeuge, wie Hanfbreche, Hechel usw. und

an Hand detaillierter Fragen, wie sie sich aus der Kenntnis mittelbündnerischer Verhältnisse aufdrängten, im Gedächtnis der Gewährsleute lebendig werden zu lassen und das lebendig Gewordene festzuhalten, wurde darauf verzichtet, an den Angaben der Gewährsleute sachliche Berichtigungen anzubringen.

1. Es wurde ausdrücklich nach dem Schleizen des Hanfes gefragt. Weder ähnlich lautende Ausdrücke wie mittelbd. *štitír* oder obw. *stigliar* konnten ermittelt werden, noch auch eine Arbeitsmethode, die dem Schleizen entspräche.

2. Auffallender noch ist die Tatsache, dass vom Bleuen und Schwingen des Hanfes keine Erinnerung mehr zu finden war.

Im Oberhalbstein, das sich in der übrigen landwirtschaftlichen Kultur nicht so konservativ verhalten hat, ist man dem Hanfbau länger als im Unterengadin treu geblieben. Man sieht heute noch in den meisten Dörfern schleizen und hanfbrechen. Es sei deshalb gestattet, in aller Kürze auf die Methode der Hanfbearbeitung im Surmeir hinzuweisen: der Hanf (weibl), *it čōvən*; der „Fimmel“ (männl.), *la faxmněla*; der Hanfstengel (samt Hanfwurzel), *it čaxvíč*; Hanf raufen, *trěr čōvən*; die Samenkapsel, *la bóča*; in die Wasserröste tragen, *mět'ər α tsóp*; die Hanfgrube, *it tsóp*; schleizen, *štitír*; es werden nur die schöneren Garben, *bělas mónas*, geschleizt; der Abfall beim Schleizen, *la faxtáta*; der Hanfzopf, d. h. die geschleizten Fasern einer Hanfgarbe, *la piváta*; 8–9 solcher Hanfzöpfe werden zu einem Bündel vereinigt, *fár čynt sōts* (sg. *it sōtč*); was nicht geschleizt wird, kommt zwischen die Fugen der Hanfbreche, *la grěmbła*; mit der Hanfbreche den Hanf brechen, *gramblár, grómbła*; selten werden die Hanfzöpfe oder Hanfbüschel auch gedroschen, *škudər, škóda*; gedroschen wird in diesem Falle mit dem Dreschflegel, *škasšōyr* (das Dreschen geschieht an Stelle des Pochens). Dann trugen die Mädchen (noch vor 20 Jahren) die Hanfbündel zur Dorfmühle, wo eine Poche eingerichtet war.

In dieser Weise pochten, *fulár*: die Arbeiterin hatte beim Fallen der Pochhämmer, *its fulúnš*, die Hanfbündel, *its sōts*, zu wenden. Die Arbeit war sehr anstrengend und wegen des sich dabei entwickelnden Staubes auch sehr ungesund. Der Kopf wurde, um die Wirkung des Staubes abzuschwächen, mit Tüchern gut eingewickelt. Nur für die Augen liess man eine kleine Öffnung. Todmüde kehrten die Mädchen von der Mühle heim. Der Schrecken befällt heute noch die Frauen, wenn man sie über diese Arbeit befragt.

Die Handschwinge, *la špátla*; sie dient einem zweifachen Zwecke,

einmal zum Abklopfen der Hanfkapseln, *per pičír ğu bóčas, it sém*, dann zum Schwingen des Hanfes, nachdem man ihn mit der Breche bearbeitet hatte. Der geschleizte Hanf wird nicht geschwungen. Der geschwungene Hanf kommt dann in die Poche.

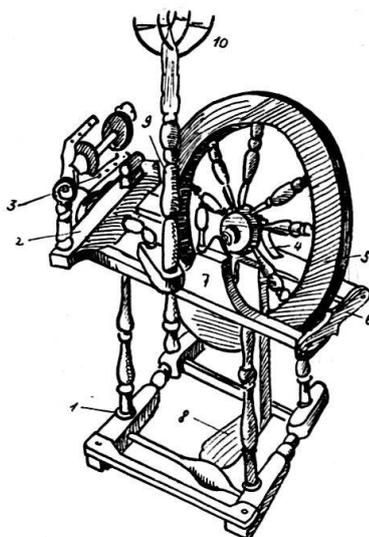
Zum Hecheln verwendet man im Oberhalbstein längliche Bänke, auf denen für gewöhnlich zwei Frauen Platz nehmen. Die eine Hechel ist gröber, *it caríc gróp*, die andere feiner, *it caríc fěň*. Es sind auch Handhecheln in Gebrauch, die auf einem 50–70 cm langen Brett festgemacht sind. An seinen beiden Enden hat das Brett je zwei Holznägel, *klavětas*, zum Festmachen an der Bank. Die eisernen Zähne der Hechel sind nach der Art sich verjüngender konzentrischer Kreise angeordnet. Das Quantum Hanf, das man auf einmal durch die Hechel zieht, *čariža (čirižír 'hecheln')*, nennt man *ěna ručída*; das Abwerg, das aus dem Hechelprozess hervorgeht, *la štópa*; die glänzende Feinfaser (aus Hanf und Flachs), *la rěšta*; nach dem Hecheln werden wieder Zöpfe, *pivátas*, hergestellt; auf dem Spinnrocken, *la rók^kα*, haben jeweils 3–4 solcher Zöpfe Platz.

Der Hanfsamen, *sem čóvan*. Zur Reinigung desselben verwendet man die Handwanne, *it vónⁿ píčan*; worfeln, *vónⁿár*; vor dem Worfeln entfernt man die grösseren Unreinigkeiten durch Sieben mit dem *ráč* (Sieb aus Weidengeflecht).

d) Das Hanfspinnen¹.

Cf. Abb. 33 „Das Trittrad“. Der Spinnrocken, wie er hier am Trittrad befestigt ist, dient fürs Hanfspinnen. Zum Spinnen der

Abb. 33. Das Trittrad, *la rōda da filár*:
 1. der Fussrahmen des Spinnrades, *il pé*;
 2. der Schraubstock, *il šráwf per reglár*
la kōrda; 3. das Drahhäkchen, *l'ánta*
dal fil; 4. die Achse, *il fús^s*; 5. die
 Radscheibe, *la šáyĝα*; 6. das Radgestell,
il čár dál'α rōda; 7. die Achse, *il fús^s*;
 8. das Pedal, *lá štětsα*; 9. der Spinn-
 rocken, *la rók^kα* (bei der Wolle); hier ist
 eine Gabel, *úna fúorča*, zur Aufnahme
 von Flachs und Hanf; 10. die Gabel-
 spitze, *il čě dál'α rók^kα*. Am Rocken-
 ständer ist häufig ein kleines Tongefäss,
ün koxelíň da ter^rα kōta, angebracht,
 um die Hanffasern beim Spinnen durch
 Benetzen gefügiger zu machen.



¹ Cf. BODMER, a. a. O., p. 27 ss.; AIS VIII, 1500 ss.

Wolle ist die Gabelspitze, *il čě däl'α rók^kα_{lento}*, *il čatrók^kα_{allegrof.}*, etwas anders gebaut. Statt der aufwärts gerichteten Holzstäbchen weist der viereckige Rockenständer, *la fúgrčā däl'α rók^kα*, an den vier Kanten 4–5 cm lange Ausbuchtungen auf, auf welche die zu spinnende Wolle zu liegen kommt. Neben dem hier skizzierten Spinnrocken gibt es in Schleins auch den Bündner Oberländer Typus, bei dem der Spinnrocken auf einem Dreifuss steht und nicht mit dem Spinnrad direkt verbunden ist.

Das Spinnen, *il filár*, geschieht so: Man wickelt einen Hanfzopf, *úna taršóla*, auf den Spinnrocken, hält mit der einen Hand die Mitte und strafft auf beiden Seiten den Hanf glatt aus, *vāyn trát däl'αs dū^s vārts liš*. Dann bindet man oben den Zopf mit einem schönen Band fest. Mit der rechten Hand zieht die Spinnerin die Hanffasern aus dem Rocken, ordnet sie mit der linken und führt sie zur Spindel, *il paxnāl* (cf. Abb. 34). Bei f tritt der Faden in den Flügel, *l'āla dal paxnāl*, die Fasern werden hier zu-

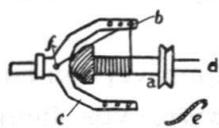


Abb. 34. Die Spindel, *il paxnāl*: a) die Spule, *il špōl*; b) das Drahthäkchen, *l'āntα dal fil*; c) der Flügel, *l'āla dal fil*; d) die Achse, *il fū^s*; e) *il tíra fil*, bei Bruch von Fasern, zum Nachziehen des abgebrochenen Fadens durch das kleine Loch an der Spindel benutzt man diesen S-förmigen Draht.

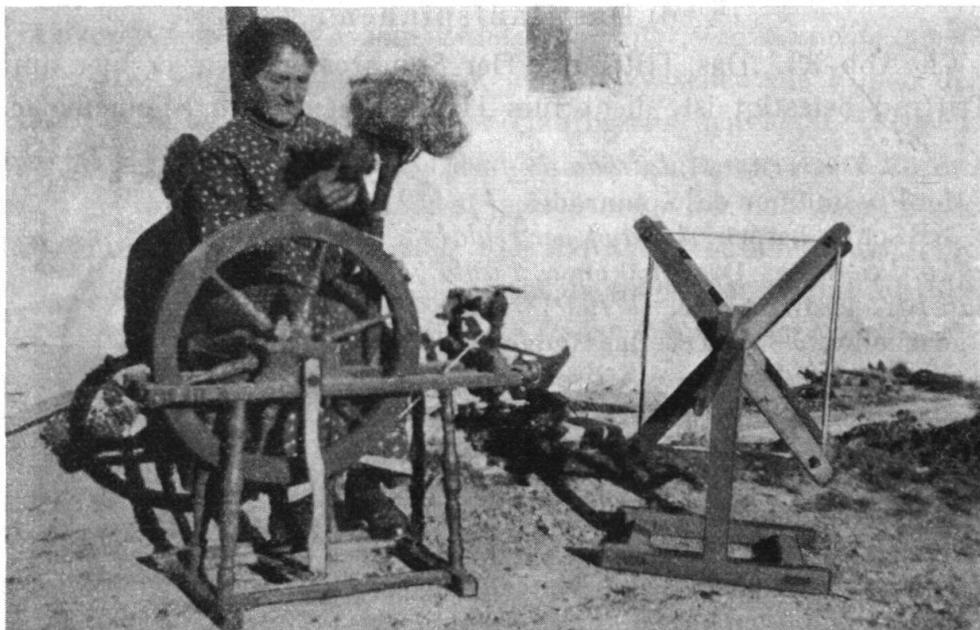


Abb. 35. Rechts aussen Garnhaspel ohne Zähler, *l'ášp*, für Hanf und Flachs. Links Spinnrad, *la rōda da filár*, mit Flachs am Spinnrocken, *úna rók^kāda tīn*.

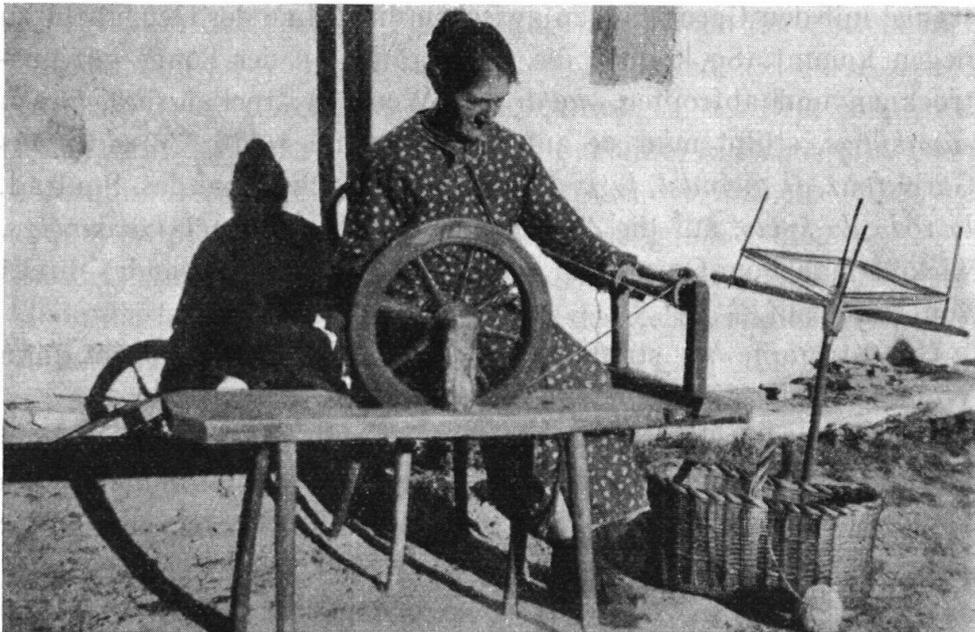


Abb. 36. Rechts Garnwinde, *la krúš*. Von der Garnwinde weg werden die Garnbündel, *las ácas*, mittelst des Spulrades, *la rōda da špōls* (Abb. 36, links), auf die Zettelspulen, *špōls par urdir*, aufgewickelt. In der Mitte ein Korb, *la tērna*, mit Wollknäueln, *čanēlas*.

sammengedreht, *al panál štōrža i tīr áynt al fil* und über den Haken des Flügels b auf die Spule, *il špōl*, geleitet. Das Drahthäkchen, *l'ánta dal fil*, kann man je nach Gebrauch in eine andere Öffnung versetzen, *mūdār ščavét'a*. *la ščavét'a* bedeutet auch den an einer Stelle der Spule sich aufwickelnden Faden. Er entsteht dadurch, dass das Drahthäkchen eine gewisse Zeit in der gleichen Öffnung des Flügels belassen wird.

Die fertige Hanfspule wird sodann auf dem Garnhaspel (Abb. 35), *l'ášp*, abgehaspelt, *al špōl vāyn šplaxá yū*, und zum Garnstrang, *l'áca*, geformt. Dann werden die Hanf- (bzw. Flachs-)stränge gewaschen. Mehrere Stränge werden zu einem Bündel, *il marsōl*, vereinigt und im Kochkessel ca. 1 Std. abgekocht. Hierauf werden die Garnstränge einzeln von Hand tüchtig gewaschen, der kochenden Lauge, *la lašiva butáynta*, entnommen und am Dorfbrunnen mit einer Holzschwinge abgeklopft, *vāyn kloká yu sūl láñ dal büt kun ünā palōta da láñ*, damit der gesponnene Faden erweiche, solange die Fasern durch das Abkochen noch warm sind. Nach mehrmaligem Abspülen stülpen die Frauen die Garnstränge auf eine Holzstange, in ungefähr 20 cm Abstand voneinander. Im nahen Garten oder vor dem Hause werden zwei Heugabeln, *fúorčas*, mit dem Handgriff, *il mōnč*, in die Erde gesteckt, wobei die Holz-

stange mit den Garnsträngen zwischen die Zähne der Heugabeln zu liegen kommt. So können die Garnstränge an der Sonne gut austrocknen und abtropfen, *gottár yu*. Wenn sie trocken sind, *kur či sún sít'as*, stülpt man sie auf die Garnwinde (Abb. 36) oder das Garnkreuz, *il gwíndel, la krúš*. Von dort wickelt sie das Spulrad, *la rōda da špōls*, auf die Zettelspulen. Die Wollknäuel, *las čanēlas*, wickelt man vom Garnkreuz weg (oder von der Garnwinde) direkt von Hand auf.

Um Strümpfe zu stricken, *par fár čicóls, štimφs*, macht man Wollknäuel.

Der Zettelspulrahmen, *la nára grōnda* (Abb. 37), nimmt in seinen zwanzig Fächern die zwanzig Zettelspulen auf. Der Spulrahmen ist ein

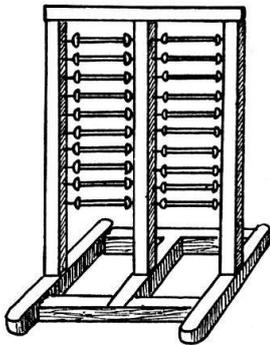


Abb. 37.

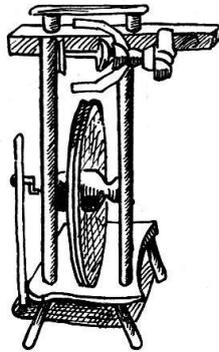


Abb. 38.

Holzrahmen, den eine Leiste in zwei gleiche Hälften teilt. Zehn eiserne Stäbchen führen quer durch das Fachwerk. So entsteht ein Gitter von 2×10 Längsreihen.

Hat man statt Zettelspulen Wollknäuel zu zetteln, so legt man die Knäuel in eine Knäuelkiste, *ina čanlēra*. Bei der Wolle bevorzugt man die

Knäuelkiste. Auf den Spulen, *ils špōls*, soll die Wolle sehr leicht herunterrutschen. Die Knäuelkiste hat zwanzig Fächer, die horizontal auf der gleichen Ebene angeordnet sind.

Das Zwirnrad, *la rōda da štōržer* (Abb. 38).

Dieses Rad wird zum Zusammendrehen zweier oder mehrerer Fäden verwendet. Man nennt es auch *la siňurina*. Da beim Zwirnen das Rad rückwärts zu drehen ist, wird für diese Arbeit nur selten das Spinnrad gebraucht. Der kleine Spulrahmen, *la nára píčna*, bietet Platz für mehrere Spulen. Vom Spulrahmen oder von drei Wollknäueln weg wurde gezwirnt.

4. Das Zetteln¹.

a) Das Aufrüsten des Zettels.

Zum Zetteln, *per urdir*, genügen zwei Frauen. Die eine hält das Zettelbrett, *la štětsa* (Abb. 39), dafür auch *la palōta per urdir*,

¹ Cf. BODMER, a. a. O., p. 38–48.

la stéla, in der rechten Hand, führt die Fäden der Zettelspulen, *máyna is fíls*, vom grossen Zettelspulrahmen, *la nára grónda*, (Abb. 37) weg durch die zwanzig Öffnungen des Brettchens, und macht mit der linken Hand die sog. Schlaufe, *la cérna*. (Im Deutschen unterscheidet man das Fadenkreuz, wo nur ein Faden gekreuzt wird, und das Gangkreuz, wo das ganze Fadenbündel gekreuzt wird.) Die so entstandene Schlaufe schiebt sie in die hölzernen Griffe, *las króças*, des Zettelrahmens, *il gwíndal*. Die andere Frau, die an der gegenüberliegenden Seite des Zettelrahmens steht, führt das Holzgestell, das sich um die eigene Achse dreht. Die Längsleisten der beiden sich kreuzenden Flügelrahmen sind



Abb. 39.

glatt und haben keine Kerben wie z. B. der Oberländer Typus. Jedesmal, wenn die Arbeiterin mit den Fäden oben oder unten angelangt ist, macht sie die Schlaufe und überträgt sie auf die beiden hölzernen Griffe, *las króças*. Diese Schlaufen sind notwendig zur späteren Einfügung der Kreuzstäbe.

Abketten des Zettelgarns. Beim Abhaspeln des Zettelgarnes beginnt man oben. Jede Kreuzung ergibt nun eine Schlaufe, *üna manéça*, die durch Binden festzuhalten ist. Bald liegt eine lange Garnkette am Boden ausgebreitet. Wenn fertig abgekettet ist, *kár ča d' éss tít yá dal gwíndal*, wird das Garngewebe, *al rōtal*, zu einem Bündel vereinigt.

b) Übertragen des Garns auf den Webstuhl.

Um den Zettel auf das Gestell des Webstuhles, *il bánk dal talér*, aufzuziehen, sind zwei Frauen und zwei Männer vonnöten. Die eine Frau, sitzend auf der Webebank, hält mit beiden Händen den Windkamm, *al rašté*, fest. Die Anzahl Fäden, die zusammen je eine Öffnung des Windkammes passieren, heisst man *üna bran-kláda*, *üna purtáda*. Es sind jeweils 20 Fäden. Der Windkamm hat die Aufgabe, die Fäden gleichmässig auf den Webebaum, *al tsúbəl*, zu verteilen. Auch die Breite des zukünftigen Tuches wird dadurch gewahrt.

Die andere Frau, am Boden kniend, löst nach und nach die geflochtene Kette, *la taršōla*, und führt die Fäden zwischen den vier Tritthebeln, *tántar as kwátar trápPels*, hindurch, unter den Tuchbaum und über das Brustholz hinweg, *al láñ dal kōr* (Tuchbaum, *tsúbəl di méts*). In dem Masse, in dem unten die Frau die Kette löst und die Fäden ordnet, können die zwei Männer oben die Fäden nachziehen.

c) Das Anknüpfen des Zettelfadens.

Sobald die Fäden das Brustholz passiert haben, zieht man durch die erste Schlaufe des Garns eine dünnere Holzstange, *la bičét^tα dal tsúbəl*. Diese Holzstange wird, wenn die Männer mit dem Nachziehen der Fäden soweit sind, in die Längsnute, *la čávα*, des Garnbaumes, *dal tsúbəl*, eingekeilt. Damit man später in die folgende Fadenkreuzung, *la čérnα*, die beiden Kreuzruten, *las dáαz bičét^tαs*, ziehen könne, wird jetzt durch die Schlaufe eine Schnur hindurchgezogen. Ist einmal das gesamte Fadengerüst auf den Garnbaum aufgewickelt (dieser wurde von den beiden Männern mittelst hölzerner Griffe, *las klavítas*, weitergedreht), muss das Fadengerüst angeknüpft werden, *nvár áynt la táylα*. Man nennt dies: das „Wab“ einziehen. Die vorhandenen Fäden reichen von der Weberin, *la tessúntsa*, aus gesehen bis über die Schaftlitzen, *als lícs*, hinaus. Hier wird Faden um Faden durch einen Knoten angeknüpft. Sind alle Fäden geknüpft, zieht man die neuen Fäden durch die Schaftlitzen und durch die Zähne des Webkammes, *al pétan*, der in der Weblade, *la čás^sα*, drin ist. Ist es soweit, schiebt die Weberin durch die Garnstränge eine Art „Kreuzstab“, *l'ázēn*, der je zwanzig Fäden abwechselungsweise nach unten und nach oben teilt, *l'ázēn fá ír ünα bran^{klā}α α mýnt i vaňč fils α vál*, damit die Fäden nicht untereinanderkommen. — Dieser Kreuzstab, *l'ázēn*, ist ein Holzstab und sieht aus wie die Kreuzrute oder die Kreuzschiene jenseits der Schaftlitzen. Mittelst dreier Schnüre ist er an eine Holzstange verknüpft, die in den Waren- oder Tuchbaum eingekeilt wird. Die drei Schnüre haben zu verhindern, dass sich hier der Stab unregelmässig bewege. Hat man 2–3 m Tuch gewoben, kann dieser Stab entfernt werden.

Die Tritte, *als tráp^pēls*, (horizontal) sind mittelst eines eisernen Hakens und einer starken Schnur an vertikale Holzstäbe, *αz čaváts*, geknüpft. Diese *čaváts* sind wiederum ihrerseits mit den Schaftstäben, *las bičét^tαs dals lícs*, verbunden. Diese vertikalen Holzstäbe sind hier an die Stelle der sonst üblichen Trittschnüre getreten. Die vier Tritte sind untereinander durch einen Holzstift, *klavítα*, verbunden, um den sie sich als um ihre Achse drehen.

Hinten über dem Ketten- oder Garnbaum hängt an den Kreuzruten ein Gewicht (Stein), der verhindert, dass die Kreuzruten sich allzuweit nach vorne gegen die Schaftlitzen zu bewegen.

5. Das Weben¹.

a) Der Vorgang des Webens.

Den Vorgang des Webens fasst unsere Auskunftgeberin so zusammen: *la traplúntsa trap^pla, als fils vēñan separáts α vál ia múnt; αz fá la býk i az být'α la špōla daméts q̄ra ví i nán. trap^plár i trár la čás^sα kúntar al fil da trár áynt par či klóda.* Durch das Treten auf die Tritte (es sind deren zwei oder vier) hebt und senkt die Weberin abwechselungsweise die Kettfäden. Durch die also geteilten Fadenreihen zieht sie den Schussfaden, *al fil da trár áynt.* Indem sie nun den Schussfaden mittelst der Lade, *la čás^sα,* an die früheren Schüsse eng andrückt, bildet der Kettfaden mit dem Schussfaden ein Gewebe, *úna táyla.*

Das Tuch entsteht also so, dass die Weberin, *la tsúntsa,* den Schussfaden, *al fil da trár áynt,* mittelst des Weberschiffchens, *la špōla,* (die Spule des Weberschiffchens, *il špōlín*) quer durch die Reihe der gespannten Längsfäden stösst, *búttar ví i nán la špōla,* und diese durch zwei oder vier Tritte, *ils trap^pels,* abwechselnd auf

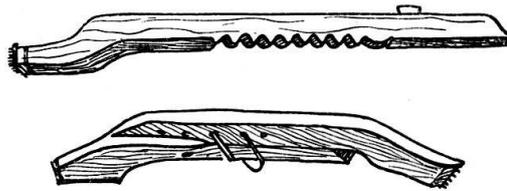


Abb. 40.

und ab verschiebt. Mit Hilfe der horizontal beweglichen Lade, *la čás^sα,* schlägt die Weberin die Einschussfäden eng aneinander. Ein sogenanntes Breitholz oder Spannholz (Abb. 40), *la ténda,* gibt dem entstehenden Tuch die gleichmässige Breite. Es gibt Spannhölzer für gröberes und für feineres Tuch, *ténda par tessánda pü grós^sα, ténda par tessánda pü fina.* Vom Brustbaum, *il láñ dal kōr* oder *láñ dal pēt,* weg, vor dem die Weberin ihren Sitz hat, biegt sich die Webe in die Vertikalebene nach unten zum Tuchbaum, der quer zu den Füßen der Weberin angebracht ist. Garn- oder Zettelbaum und der Waren- oder Tuchbaum haben in Schleins die gleiche Bezeichnung, *al tsúbəl.* Um aber die beiden, wo nötig, doch terminologisch zu differenzieren, greift man zu Umschreibungen: *al tsúbəl dī méts* = der Tuchbaum, *al tsúbəl zúra* = der Zettelbaum.

Der Garnbaum wird mittelst 14 hölzerner Griffe an der Seite der Welle, *la rōda da klavítas,* gedreht. Die Griffe sind im Abstand von 7 cm voneinander angeordnet. Durchmesser der Welle 27 cm. Der

¹ Cf. AIS VIII, 1511 ss.; BODMER, a. a. O., p. 62–84.

Tuchbaum besitzt rechts an der Welle ein Zahnrad, *la rōda da ščaliñs*, von 57 cm Durchmesser. Eine Sperrklinke greift in die Zähne (im Abstand von 3 ½ cm) ein. Mit Hilfe eines Griffes spannt die Weberin das Tuch ruckweise auf den Tuchbaum auf.

b) Weberkleister (Herstellung und Verwendung).

Den Weberkleister, *la más^sla*, verwendet die Weberin, um die Flachs- und Hanffäden vor dem Kreuzen mit den Augen der Schaftlitzten straffer und glätter zu machen. Dieser Brei wird in der Talfraktion Tschafllur hergestellt aus:

1. Roggenmehl, *farína da séal*; 2. saurer Milch, *lát áš*, oder entrahmter Milch, *lát žgromá*; 3. Wasser, *áwa*.

In einer irdenen Schüssel, *kúpa*, wird der ganze Brei solange gerührt, bis er eine gewisse Festigkeit erhalten hat. In Schleins-Dorf gab eine alte Weberin dieses Rezept an:

1. Gerstenmehl, *farína d'íardan*, oder statt dessen werden 2. Kartoffeln in Wasser abgekocht, *malintéra kóttá áynt in áwa*.

Man nimmt hierauf zwei Reibbürsten, *dúz baršúns da rís^s*, streicht auf beiden den Brei aus, *as štrúča ōra la más^sla¹*, nimmt die Kettfäden zwischen die beiden Bürsten und bestreicht sie tüchtig mit dem Weberkleister. Die hier beschriebene Arbeit nennt man *mas^slár*, *más^sla*. Das Glätten des Kettfadens soll verhindern, dass sich die Fäden zerfasern. Solche Fasern nennt man *la filápa*.

c) Bindearten beim Weben.

Früher wurde vielfach Baumwolle gezettelt, *urdí piŋōla*, und Flachs gewoben, *i trát áynt tín*, d. h. der Schussfaden war ein Flachsfaden, der Kettfaden aber aus Baumwolle. Für feineres Bettzeug, *batlínars da lét*, *rōba zúra*, nahm man Flachs als Kett- und Schussfaden, *tín in tín*. Dieses Leinenzeug rühmen die Frauen heute noch sehr. Es wurde auch Hanf gezettelt und eingeschlagen, *urdí i trát áynt čónva*, oder Flachs gezettelt und Hanf eingeschlagen. Auch die letzte Möglichkeit: *urdír čónva i trár áynt tín*, wurde von der Engadinerin ausgeschöpft. Das Tuch, das man bei all diesen Kombinationen erhält, heisst man *la rístá*. Man kennt in Schleins zwei gebräuchliche Bindearten beim Weben:

Die Leinenbindung, *bě liš*, ist ein zweischäftiges Gewebe, bei dem sich die Fäden einmal über und einmal unter dem Kettfaden

¹ Cf. auch die Redewendung: *úna pōvra más^sla* (eine schlechte Suppe).

kreuzen. Die Leinenbindung erhält man mittelst zweier Trittbretter (cf. Abb. 41).

Die sogenannte Körperbindung, *trätüšá*, ist ein drei- oder vier-schäftiges Gewebe und besitzt immer schräglauende Grätchen in verschiedener Stellung. Hier braucht es vier Tritte. Besonders be-

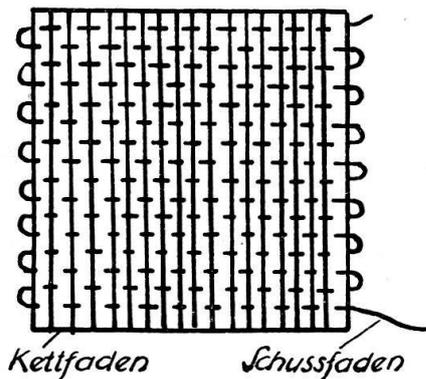


Abb. 41.

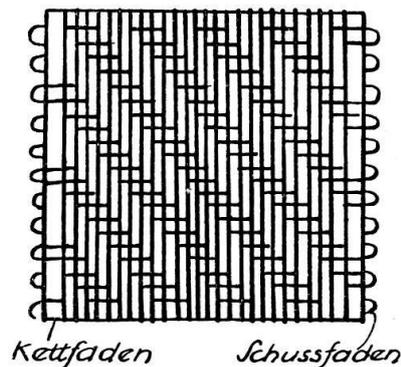


Abb. 42.

liebt war diese Bindeart bei Bettüchern, wobei Baumwolle gezettelt und Flachs eingeschlagen wird. *trätüšár* heisst: nach Art dieser Körperbindung weben. Bei der Trittbedienung ist festzuhalten: Man drückt jeweils das erste und das dritte Trittbrett, dann das zweite und das vierte (cf. Abb. 42).

Wollte man etwas ganz Besonderes erhalten, so nahm man weisse und schwarze Wolle sowohl beim Zetteln wie für den Einschussfaden, *urdá i trát áynt láná*. Schon auf dem Zettelspulrahmen wechselten jeweilen die Spulen mit weisser und schwarzer Wolle ab. Zum Zetteln der Wolle war die Knäuelkiste, *la čanlérá*, die Regel. Je vier aufeinanderfolgende Wollknäuel waren von derselben Farbe. Für den Einschussfaden waren zwei Schiffchen vonnöten. Einmal war der Eintrag grau oder schwarz und das nächstemal weiss. Auf diese Weise erhielt man ein mit Würfelzeichnung gemustertes Dessin, *al pónⁿ špaŋgalét*.

d) Masse beim Weben.

Das gewobene Tuch, die Webe, *la táyla*, hat gewöhnlich eine Länge von 24–25 m. Man rechnet beim Weben immer mit der Einheit einer Elle, *ún pás^s* = 80 cm. Das Webtuch hat demnach in der Regel eine Länge von 30–32 *pás^s* und eine normale Breite von 70–100 cm. Diese Breite entspricht natürlich immer der Breite des Weberkammes. Auf diese normale Stoffmasseinheit von 25 m Länge auf 70–100 cm Breite trifft es heute noch für die Weberin eine

Mundration, bestehend aus 250 g Butter, 1 kg Käse und 1 Hausbrot. Ferner muss die Auftraggeberin 2 kg Roggenmehl zur Herstellung des Kleisters beitragen.

Eine unserer Auskunftgeberinnen erzählt mit Stolz, sie habe einmal ein Tuch von 36 m (45 *pás^s*) gewoben, was als ausserordentliche Leistung angesehen wird.

e) Bleichen des Webstoffes.

Die fertige Webe wird im Frühling auf die Wiese ausgebreitet und mit Wasser übergossen, *blaχír*.

Nach einiger Zeit unterliegt dann der Webstoff einer gründlichen Wäsche, *lašiva*, mit Holzasche, *la céndra*. Während dieses Vorganges geht der Stoff wohl etwas ein, *vā áynt*, d. h. er verliert ungefähr ein Sechzigstel seiner ursprünglichen Länge. Grösser ist der Verlust beim Pochen; dort ist er ca. ein Zwölftel der gesamten Länge.

f) Das Pochen und Färben des Webstoffes.

Früher wurde das Pochen des Webstoffes, *folár*, *folá*, zu Hause besorgt. Man breitete den Stoff auf ein grösseres Brett aus und schlug mit einer Kelle aus Holz darauf. Später aber wurde es Sitte, diese Arbeit in Remüs besorgen zu lassen. Dort waren Pochhämmer, *fallúns*, eingerichtet, die das Pochen wohl besser besorgten als es die Weberin von Hand hätte tun können.

Zum Färben, *ténzar*, der Webe ging man nach dem tirolischen Nauders, das von Martinsbruck in einer Stunde zu erreichen ist.

g) Nachtrag einiger Termini mit deutscher Übersetzung:

la filúntsa, die Spinnerin; *la rok^káda*, die Menge Hanf oder Flachs, die auf dem Spinnrocken, *la rok^k*, Platz hat; *la tsúntsa*, *la tessúntsa*, die Weberin; *al štáyl*, die Feinfaser, die aus dem Hechelprozess hervorgeht (beim Hanf und beim Flachs); *la púrtáda*, die Werft, der Kettenstrang; *la čáva*, *la čanalétá*, die Längsnute des Garnbaumes; *la traplúntsa*, die Weberin, sofern sie die Tritte bedient; *trapplár*, *traplunár*, treten; *las dúaz tsángwas*, *la téndá*, das Spannholz besteht immer aus zwei Teilen, die mittelst einer Nute und eines Zapfens aneinandergehalten werden. Überdies bindet man sie mit Schnüren in der Mitte fest; *la čavátsa*, die Wurzel des Hanfes (beim Hanfbrechen gebraucht); *al čavatsiñ*, der Anfang oder das Ende des Garnes; *čarčár il čavatsiñ*, den Anfang des Garnes beim Abhaspeln des Garnstranges suchen.